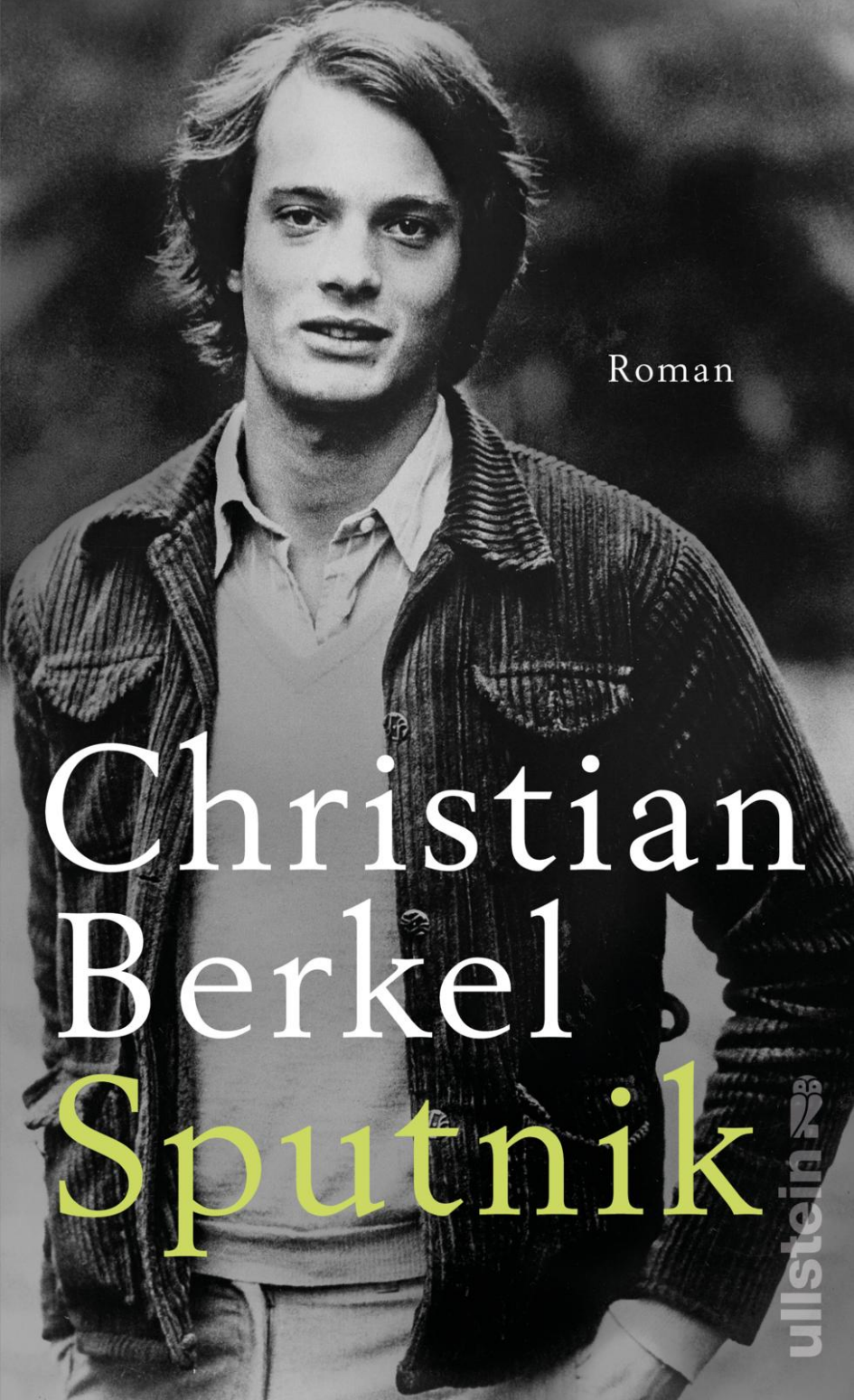




Roman

Christian Berkel Sputnik

ullstein 

Christian Berkel
Sputnik

Christian
Berkel

Sputnik

Roman

Ullstein

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit

Dieses Buch ist ein Roman, wenn auch einige seiner Charaktere erkennbare Vor- und Urbilder in der Realität haben, von denen das eine oder andere biografische Detail übernommen wurde. Dennoch sind es Kunstfiguren. Ihre Beschreibungen sind ebenso wie das Handlungsgeflecht, das sie bilden, und die Ereignisse und Situationen, die sich dabei ergeben, fiktiv.



ISBN: 978-3-550-20052-6

© 2025 Ullstein Buchverlage GmbH, Friedrichstraße 126,
10117 Berlin

Alle Rechte vorbehalten.

Das Zitat von Richard Schechner stammt aus seinem Text »Environmental Theater«, New York / London 1994 (1973). Deutsch von Susanne Winnacker. Der Abdruck aus: »Seelen mit Methode. Schauspieltheorien vom Barock bis zum postdramatischen Theater.«, herausgegeben von Jens Roselt, erscheint mit freundlicher Genehmigung durch den Alexander Verlag Berlin, © 2005. Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de

Gesetzt aus der Dante MT

Satz: Savage Types Media GbR, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Für Andrea, Moritz und Bruno

Sich in das ganze Sein und Wesen eines anderen hineinendenken zu können, war oft sein Wunsch – wenn er so auf der Straße zuweilen dicht neben einem ganz fremden Menschen herging –, so wurde ihm der Gedanke der Fremdheit dieses Menschen, der gänzlichen Unbewusstheit des einen von den Namen und Schicksalen des andern, so lebhaft, dass er sich so dicht es der Wohlstand erlaubte, an einen solchen Menschen andrängte, um auf einen Augenblick in seine Atmosphäre zu kommen, und zu versuchen, ob er die Scheidewand nicht durchdringen könnte, welche die Erinnerungen und Gedanken dieses fremden Menschen von den seinigen trennte.

Karl Philipp Moritz, *Anton Reiser*

Es herrscht das Absurde, und die Liebe errettet davor.

Albert Camus, *Tagebücher 1935–1951*

Ich habe als Kind nie gefroren oder Hunger gelitten. Bis auf die üblichen Krankheiten war ich gesund und widerstandsfähig. Die Schule fand ich langweilig, aber man hat mich nicht gequält oder mehr unterdrückt als andere. Meine Mutter kümmerte sich um mich. Mein Vater bot mir Orientierung. In meinen ersten acht Lebensjahren sind wir dreimal umgezogen. Die Häuser lagen nicht weit voneinander entfernt. Sie wurden von Mal zu Mal kleiner, doch das störte mich nicht. Es gab Freunde auf der anderen Seite der Straße, des Zauns oder um die Ecke. Meine Eltern führten ein reges Gesellschaftsleben. Man hörte klassische Musik, ging ins Theater, in die Oper, ins Konzert. Im Wohnzimmer stand ein gut sortiertes Bücherregal. Mit 50 Jahren begann mein Vater, die drei *Kritiken* von Immanuel Kant durchzuarbeiten. Meine Mutter war überdurchschnittlich kunstsinnig. Jeden Morgen spielte sie mir zum Aufwachen Theaterplatten vor. Die Sommerferien verbrachten wir am Meer. Ich hatte keinen Grund zu klagen. Es ging mir bedeutend besser als den meisten Kindern auf dieser Welt. Und doch stimmte etwas nicht. Ich war nicht unglücklich. Etwas einsam vielleicht, aber auch das war nicht schlimm, ich war gerne allein. Was auch immer fehlen mochte, ich konnte es weder beschreiben noch in anderer Weise ausdrücken, nicht einmal, dass mir etwas fehlte. Dieses Gefühl stellte sich erst Jahre später ein. Und doch glaubte ich eines Tages, dass dieses Leben für mich nicht mehr lebenswert sei. Bis heute weiß ich nicht, warum, aber vielleicht

begann ich so erst zu ahnen, dass, wenn ich meine Existenz auf eigenen Wunsch beenden konnte, es mir ebenso freistand, zu leben.

Der erste blinde Fleck war die Zeit vor meiner Geburt. Die frühesten Erinnerungen stammen nicht von mir selbst. Es sind Erzählungen meiner Mutter. Sie traf eine Auswahl, die ich übernahm. Die Zeit vor meiner Geburt ist die erste Geschichte meines Lebens, die mir niemand erzählt hat. Alles, was ich darüber gehört und gelesen habe, deutet darauf hin, dass in dieser Zeit bereits ein prägender Austausch zwischen Mutter und Kind stattfindet. Als ich in den späten Fünfzigerjahren geboren wurde, interessierte sich die Forschung kaum dafür. Ein paar tausend Jahre früher war man schon weiter gewesen. Es gab Darstellungen der Nabelschnur, die ahnen ließen, dass dieses verbindende Element weit mehr als das Überleben des Fötus sicherte. Später hatte man versucht herauszufinden, was den Menschen ausmachte, was ihn überhaupt zum Menschen werden ließ. Friedrich II. hatte befohlen, Säuglinge in die Obhut erfahrener Ammen zu geben. Es sollte ihnen an nichts fehlen – nur mit ihnen sprechen durften die Ammen nicht. Nach wenigen Monaten waren die Säuglinge tot.

Die ersten Worte meiner Mutter hörte ich lange vor meiner Geburt. Ihre Hoffnungen, Ängste, Erwartungen, ihre Enttäuschungen, ihre Sorgen waren der Raum, in dem ich begann, mich schwerelos zu orientieren. Als ich älter wurde, erklärte man mir, Erinnerungen, auch die meiner Mutter, seien unzuverlässig. Trotzdem wurde die aus ihren Wörtern gezimmerte Welt der Ort, an dem ich mich meiner Existenz vergewisserte, durch Deutung entstand Wirklichkeit.

Als ich begann, über diese Dinge nachzudenken, lebte meine Mutter nicht mehr. Ich konnte sie nicht mehr befragen. Hätte es etwas geändert? Ihre weit zurückliegenden Erinnerungen, wären kaum zuverlässiger gewesen als ihre erfundenen Geschichten. Die Wirklichkeit wurde vor meinem inneren Auge zu einem rissigen Bild voller Unschärfen, als gäbe es ein unwahres, ein echtes oder falsches Leben, als wäre die Wirklichkeit etwas anderes als Spiel.

Meine Mutter. Diese zwei Wörter beschreiben mein Schicksal, wo ich geboren wurde, in welcher Zeit, welcher Familienroman darauf wartete, mich als neue Figur aufzunehmen, die seiner Geschichte eine weitere Wendung hinzufügen würde. Zwei Wörter, mehr nicht. Sie bildeten mein Erfahrungsmuster, wurden zu meiner Matrix, aus der ich mit der Geburt verstoßen wurde, in eine neue, fremde Welt. Zwei Wörter. Sie wurden mein Himmel und meine Hölle.

Am 4. Oktober 1957 wurde Sputnik1 als erster sowjetischer Satellit in die Erdumlaufbahn geschossen. Unter dem Begriff *Sputnikschock* ging dieser Vorgang in die Geschichte ein. Wenige Wochen später wollte eine Hebamme meinem Vater sein neugeborenes Kind überreichen. Skeptisch betrachtete er das Bündel, dann schüttelte er den Kopf. Das sei nicht sein Sohn. Er forderte die Hebamme auf, noch einmal ihre Unterlagen zu prüfen, und siehe da, man hatte mich tatsächlich verwechselt. Mit den Worten »Viel Glück mit Ihrem Sputnik« wurde der Umtausch besiegelt.

Niemand, erzählte meine Mutter später, habe die Geburtsunterlagen je zu Gesicht bekommen. So blieb die Frage, ob ich nun ich oder vielleicht doch ein anderer war, in der Schwebe.

Hin und wieder schleicht sich ein unbekanntes Wesen, ein Dibbuk, in meine Tagträume, manchmal unbeachtet, unberechenbar immer. Im jüdischen Glauben verkörpern Dibbuks die bösen Geister der Vergangenheit, tote Seelen, die sich von ihrer irdischen Existenz nicht trennen können. Mitunter stürzen sie uns ins Unglück, aber wenn es gelingt, sie anzuschauen, öffnen sie ihre geheimen Türen. Mein Dibbuk heißt Sputnik, und dies ist seine Geschichte.

I

**Sputnik versucht,
seine Erinnerung zu erfinden**

I

Mein geheimes Leben begann im Jahr 1957, als ein Spermatozoon meines Vaters eine Eizelle meiner Mutter traf. Bis ich begriff, dass ich eine Bauchdecke über dem Kopf hatte, dass ich zu jemandem gehörte, einem Wesen, das mich aus sich selbst heraus ernährte, befand ich mich bereits im Modus Vivendi. Ich glaube, dass sich mit den Geschichten aus den neun Monaten unserer Entstehungszeit ganze Bibliotheken füllen ließen, würden wir sie nicht im Geborenwerden vergessen. Und doch sind sie uns eingeschrieben. Ungelesen tragen wir sie hinaus in die Welt, auf der Suche nach Menschen, die sie entziffern, um in ihren Augen zu erkennen, wer wir sind.

Anfangs war ich nur ein Zellhaufen. Ich schwebte in tropischer Tiefseelandschaft, wo ich Schutz und Nahrung fand, bis ich mithilfe flimmernder Härchen in die Gebärmutter gespült wurde. Dort begann meine erste eigene Arbeit. Aus meinen inneren Zellen bastelte ich mir nach einer kurzen Zwischenstufe ein Embryo. Rasend schnell teilte ich meine äußeren Zellen, um auf der Gebärmutterwand so viel Platz wie möglich einzunehmen. Ich schickte Tausende fingerartige Auswüchse auf die Suche nach Blutzufuhr. Endlich gelangte ich in den Kreislauf meiner Mutter. Ohne dass ich jetzt wirklich erklären könnte, wie es geschah, bauten wir am Ende gemeinsam eine Art Kuchen. Ich weiß nicht, ob meine Schwäche für alles Süße daher rührt, aber eines steht

fest: Der Entwurf für mein eigenes Versorgungssystem stammte von mir, es war meine erste Kreation. Danach begann die Zusammenarbeit. Als Erstes mussten wir uns synchronisieren. Der Hormonstatus meiner Mutter passte, die Moleküle an unseren Oberflächen auch. Nach sechs Tagen hatten wir es geschafft, am siebenten Tag war Ruhe. Das war Gesetz.

Inzwischen nennen sie mich Fötus. Mit verschlossenen Augen schwimme ich in der Dunkelheit. Niemand da draußen ahnt, dass ich fühle, was um mich herum geschieht. Sie wissen, dass ich da bin, aber sie wissen nicht, dass ich ihnen zuhöre. Ich erkenne ihren Klang. Eigentlich sind es zwei Klänge, ein höherer und ein tieferer, der von weit her zu kommen scheint. Wenn er sich nähert, verändert sich meine Umgebung, alles gerät in Bewegung, ich schwebe in meinen Wellen, fliege gegen Wände, schlage Purzelbäume im Takt eines schneller, langsamer und wieder schneller klopfenden Tons. Ich versuche, dem Rhythmus zu folgen, strecke dazu meine Arme aus. Ich spüre, dass sie wissen, dass ich da bin. Ich kann keine Töne erzeugen, dafür kommuniziere ich mit Klopfzeichen. Wenn der dunkle Klang sich summend zu mir hinunterbeugt, gibt der helle immer den gleichen Ton von sich, er ist kurz und offen. Ich erkenne ihn schnell und vergesse ihn nicht. Es ist die veränderte Stimme meiner Mutter, wenn sie den Namen meines Vaters spricht. Sind wir allein, wird es ruhiger. Ich schwebe, als wäre ich eins mit ihr. Ich fühle jede Veränderung. Immer kommt etwas Neues hinzu, drängt mit seinen Klängen, seinen Bewegungen und wechselnden Temperaturen zu mir vor. Die Wellen reißen mich aus meiner Ruhe, alles um mich herum gerät in Bewegung, Geräusche stürzen auf mich ein, als bräche etwas über mir zusammen. Ich ducke mich weg, trete um mich, schlage, wenn

es aufhören soll. Dann halte ich den Atem an und höre die Stille.

Die dunkle Stimme ist weg. Besser so. Ich mag es lieber, wenn wir unter uns sind. Liegt es an den überschäumenden Lustgefühlen, die mich überfallen, wenn ich die Stimme meiner Mutter höre? Anfangs hielt ich sie für meine eigene. Wessen Stimme sollte es sonst sein? Ich nahm an, das Leben sei in mir, bis ich begriff, dass ich in einem Leben war. Da beschloss ich, erst recht zu schweigen. Einerseits kommen mir in meiner Stille die besten Ideen, andererseits bin ich nicht blöd genug, um mir selbst auf den Leim zu gehen. Ich weiß, dass ich nicht sprechen kann, also versuche ich es gar nicht erst. Dafür ist meine Mutter umso redseliger. An manchen Tagen sprudeln und hüpfen ihre Wörter zu mir herein, an anderen herrscht Funkstille. Um mich abzulenken, konzentriere ich mich auf die ineinanderstürzenden Kaskaden ihrer Verdauungsorgane. Sie erinnern mich an die Kompositionen von Richard Wagner, die sie oft in voller Laustärke mitsingt. Wenn die dunkle Stimme naht, verschwindet meine Mutter. Ich kann nichts dagegen tun. Sie beachtet mich nicht mehr. Dann genieße ich eben den barocken Garten um mich herum, mit seinen Wasserfällen und Muschelgrotten. Die dunklen Alleen habe ich von Anfang an gemieden. Keine Ahnung, wohin sie führen, vielleicht sind es auch nur Sackgassen. Ich mache es mir lieber hier auf der weiten Rasenfläche gemütlich, um meine diversen Organe zu entwerfen. Ob mich irgendjemand erkennen könnte? Körper und Gesicht habe ich schon. Meine Mutter vielleicht? Blödsinn, ihre Bauchdecke ist nicht durchsichtig. Wäre sie es, würde ich mich durchaus überreden lassen, vor der Zeit einen Blick zu riskieren, wir könnten uns aneinander gewöhnen, rein optisch, meine ich. Meiner Mutter würde es die ein oder andere schlaflose Nacht

ersparen, und ich wäre vorbereitet. Andererseits wäre diese Abwechslung vielleicht auch störend. Sie könnte mich von meinen Aufgaben ablenken, die Zeit würde erbarmungslos voranschreiten, und ich wäre am Ende mit meiner Arbeit nicht fertig. Die Konsequenzen möchte ich mir gar nicht ausmalen, hier drinnen gibt es genügend andere Unwägbarkeiten. Zum Glück habe ich einen direkten Draht zu meiner Mutter, besser gesagt eine Schnur. Benötige ich etwas, brauche ich nur zu klingeln. Aber diese Schnur ist nicht zu unterschätzen, ein paar ungeschickte Bewegungen, und schon wickelt sich das Ding um meinen Hals, um mir die Sauerstoffzufuhr abzdrehen. Ich weiß, wovon ich rede, ich war mehr als einmal in dieser misslichen Lage. Ich will nicht vorgreifen, zugleich fällt es mir schwer, auf diese Fähigkeit zu verzichten. Hier drinnen gelten andere Gesetze. Dem geordneten Nacheinander der Außenwelt stemmt sich hier ein wildes Nebeneinander entgegen, eine Gleichzeitigkeit, nicht zu verwechseln mit dem Durcheinander da draußen.

Jetzt klopft es über mir laut und schnell. Ich schwimme so dicht an die Mauern, wie ich kann. Ich balle meine Hände zu Fäusten, ein ganz neues Gefühl. Ich versuche, in demselben Rhythmus zu klopfen. Das Klopfen über mir wird kurz schneller, dann etwas schwächer und wieder langsamer. Ich bewege mich nicht. Zumindest versuche ich es. Ist nicht ganz einfach im Wasser. Bei Bewegungen von außen schwappe ich von einer Gebärmutterwand zur anderen. Wenn es anfängt, erschrecke ich manchmal, aber es ist auch lustig. Ich habe vor Kurzem gemerkt, dass ich mich dabei drehen kann. Das ist noch lustiger. Und ich habe etwas ganz Neues entdeckt: In mir klopft es auch. Ich kann es hören und fühlen. Und noch etwas: Ich kann mein Klopfen mit dem Klopfen meiner Mutter synchronisieren. Mit diesen Spielen kann ich mich gut ablenken, wenn es hier drinnen zu laut wird. Manchmal ist

es wie das Tosen eines Wasserfalls oder wie rollende Steine. Es kann so krachen, dass ich die Stimmen von draußen kaum noch höre. Ich versuche dann, ruhig zu bleiben. Oder wenn es zu aufregend wird, stecke ich einen Daumen in meinen Mund. Das ist auch neu. Immer den linken. Keine Ahnung, warum. Ich glaube, er passt besser.

Warum ist es auf einmal so still? Diese Stille ist anders als sonst. Ich kenne die langen stillen Zeiten, sie wechseln sich mit den lauten ab. Wenn sich alles um mich herum bewegt, werde ich müde. Erst in der Stille erwache ich zu neuem Leben. Aber diese Stille ist anders. Es ist, als würde alles aufhören. Ich höre das Klopfen nicht mehr. Auch nicht in mir. Nur sehr schwach. Ich drehe mich nicht mehr, ich stoße Wasser aus. Die Wände bewegen sich auf mich zu.

Da ist der dunkle, schwere Klang. Er klingt anders als sonst. Das Wasser um mich herum steht still. In meinem Innern klopft es jetzt laut. Mein Klopfen wird immer heftiger. Keine Antwort. Warum antwortet sie mir nicht? Jetzt trete ich gegen ihre Wand. Sie soll antworten. Nichts. Da ist nichts. Nichts.

Wieder der dunkle Ton. Wo bleibt der andere, der hellere, der, den ich sonst immer höre, der zu mir spricht, wenn ich die Arme ausstrecke?

Ich höre nur noch dunkle Töne. Die hellen sind tot. Alles dreht sich. Ich schwanke hin und her, aber das Wasser um mich herum steht still. Das Klopfen in mir stolpert. Ich bin aus dem Takt. Etwas Schlimmes geschieht da draußen. Ich kann nichts tun. Ich muss mich tot stellen, sonst trifft es mich auch. Alles in mir krampft sich zusammen. Ich bekomme keine Luft mehr. Ich muss ersticken. Und wenn ich aufhöre zu atmen, wenn ich mich nicht mehr bewege, starr zusammengerollt, bis etwas geschieht?